Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 38.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unterdessen sah man sich natürlich in dem Raume um, und dabei wurde erklärlich, was auf den ersten Blick als ein Wunder erschien. Der Gang setzte sich hinter dem Badezimmer nach oben fort, war aber verschüttet. Jedenfalls war also der Gang die Verbindung des Bades mit der oben befindlichen Villa gewesen. Der Centurio war offenbar während eines Aufstandes oder eines Ueberfalles hier herunter geflüchtet, war dann durch die Demolierung der Villa und Verschüttung des Ausganges hier abgesperrt worden und, vielleicht schon vorher verwundet oder krank, an Ort und Stelle verschieden, ohne daß man im Laufe der Jahrhunderte wieder hierher gelangen konnte. Vielleicht gab das Kästchen weiteren Aufschluß. Aber auch wenn das nicht der Fall war, so interessierte sich Saturini erst in zweiter Linie für diese alte Geschichte. Die Hauptsache war ihm jetzt wieder der Prozeß Marini-Giuberti, dessen Wiederaufnahme er nun auf Grund dieser Funde durchsetzen wollte und mußte. Seine Existenz hing daran, weshalb in aller Welt hätte er sich sonst um einen alten römischen Centurio mitsamt seinem Kästchen kümmern sollen?

Wenn nun auch die Näherstehenden den Feuereifer des jungen Juristen teilten, nicht weil ihnen die Zukunft des jungen Mannes so sehr am Herzen gelegen hätte, sondern vielmehr, weil mit seinen Bestrebungen das weitere Schicksal Mario Marinis eng verknüpft war, so gab es andererseits doch auch wieder viele, die gespannt waren auf den Schatz, den angeblich das Kästchen enthalten sollte. Diese konnten nun kaum die Zeit erwarten, bis es von Amts wegen eröffnet wurde. Aber sie mußten sich doch noch einige Tage gedulden. Die Staatsanwaltschaft wollte zunächst mit der Sache nichts zu thun haben, Herr de Felice suchte die ganze neue Wendung der Dinge als belanglos hinzustellen, und erst als Saturini sein Aktenmaterial durch eingehende und genaue Vernehmungen der alten Brigida und des jungen Giubba vervollständigt hatte, als die Tageszeitungen unter der Spitzmarke: „Ein unschuldig Verurteilter" die ganze Geschichte phantastisch zugestutzt und sensationell erweitert brachten, so daß das Publikum in eine lebhafte Erregung über den Fall geriet, erst dann erhielt Herr de Felice schleunigst einen nachgesuchten Urlaub, und das Verfahren gegen Mario Marini wurde wieder aufgenommen. Nun erfolgte auch die amtliche Eröffnung des Kästchens, das bis dahin, wie alles übrige in der Grotte Gefundene, in gerichtlichen Gewahrsam genommen worden war. Das morsche Ding wurde von einem zugezogenen Sachverständigen unter Anwesenheit einer großen Anzahl Neugieriger eröffnet. Es enthielt — — nichts! Nichts als eine kleine beschriebene Pergamentrolle. Die Schrift war in lateinischer Sprache abgefaßt und wurde samt dem Kästchen als vollständig unwesentlich in Bezug auf die stattfindenden Erhebungen dem Finder, dem jetzigen Mieter der Villa Marini, wieder ausgeliefert. Selbstverständlich ließ sich Marianne eine deutsche Uebersetzung des Dokuments anfertigen, und diese lautete:

„Im Monat Oktober des Jahres 410 nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes, am zweiten Tag nach der Zerstörung der Stadt schreibt der Aedil Curtius Marronius Eibonius an seinen vielgeliebten Freund und Glaubensgenossen den Centurionen Scipio Aemilianus Mammius wie folgt:

Das Ende der Welt ist da, die Stadt der Städte, Roma, unsere ewige, heilige Roma, der Versammlungsort der Völker, der Hort der Kultur ist erobert, verbrannt, vernichtet. Seine Einwohner sind nach allen Weltgegenden entflohen und zerstreut, und auf den Foren der Stadt, in den Tempeln lagern die wüsten Barbarenkohorten nordischer Heidenvölker, in unseren Villenstädten an dem kühlen, schattigen Albanergebirge haust der wilde Städtezerstörer Alarich und sein Hof.*) Was haben dem mächtigen

Der neue Georgenbau des königlichen Schlosses in Dresden. (S. 299)
Nach einer Photographie von Stengel & Co. in Dresden.

*) Es ist von der Zerstörung Roms durch die Goten unter König Alarich die Rede. Der Schreiber ist im Irrtum, wenn er die Goten für Heiden hält. Sie waren vielmehr arianische Christen. Indessen schlossen sich dem Zuge Alarichs gegen Rom viele „Hilfsvölker" an, allerhand Räubergesindel, die den Zug nur als gute Gelegenheit zum Stehlen und Beutemachen benützten; diese mögen allerdings nichts Christliches an sich gehabt haben. Sie bestanden meist aus dem Abschaum der Donauvölker und der Völker am Schwarzen Meer. Alarich wandte sich nach der Eroberung Roms bekanntlich nach Neapel, wo er eine Flotte baute, um nach Sizilien und Afrika (die damaligen Kornländer) überzusetzen. Er wohnte während dieser Zeit angeblich in einer Villa, die früher dem Redner Cicero gehört und nördlich

Rom nun die Schätze der Welt, die es hierher zusammengebracht, gefrommt? Was haben die Reichtümer Galliens, Germaniens, Aegyptens, die Jerusalemitischen Tempelschätze und die Zauber Palmyras geholfen? Fluch ihnen! Sie haben die altrömische Tugend und Tapferkeit zerfressen, haben Kraft und Stärke des Reiches untergraben und an ihre Stelle Genußsucht, Roheit und Laster aller Art gebracht, sie haben die heilige Liebe zum Vaterland ersetzt durch schmutzige, gemeine Selbstsucht. Nicht den Barbaren sind wir erlegen, mein tapferer Mammius, sondern den eigenen Lastern. Fluch, Fluch, dreimal Fluch dem falschen gleißenden Mammon, der die Herzen der Menschen verwirrt und die Völker in Elend und Untergang stürzt!

Flieh, mein teurer Mammius, ehe der wilde Sturm der nordischen Barbaren das holde Neapolis und den goldenen Posilippo erreicht, fliehe den Zorn des Himmels, der uns diese fürchterliche Katastrophe auferlegt, um der Sünden unserer Vorfahren willen, flieh, so weit Dich Deine Füße tragen vor der Nacht der Barbaren und des Todes.

Dies bringt Dir mein treuer Sklave Pino, ein ganz zuverlässiger Mann."

Am Fuße dieses Briefes fand sich noch von einer anderen Hand, wahrscheinlich der des Mammius selbst, angefügt:

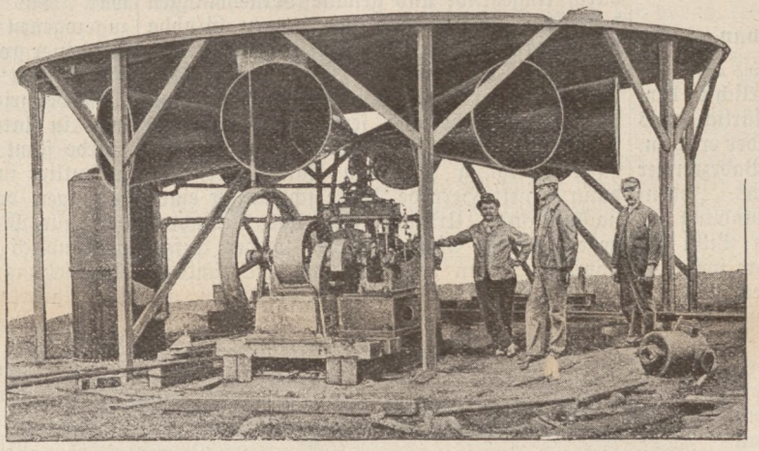
„Wer immer dies finde, sage dem neuen Geschlecht, Mammius fiel tapfer kämpfend, das Schwert in der Hand."

Lange und nachdenklich betrachtete Marianne das alte, mehr als vierzehnhundertjährige Dokument. Es sprach eine so markige und doch rein menschliche Sprache. War das nicht besser als alle Schätze des Altertums, die abergläubische Leute in diesen alten Ruinen vermutet hatten? Sie packte alles sauber zusammen, die aufgenommenen Pläne der alten Ueberreste der angeblichen Villa des Lukullus, das Kästchen mit dem Dokument, und schickte es an ihren Bruder nach Berlin. Freilich, von Brutus und Cäsar war darin nichts gesagt, aber es bot immerhin Stoff genug für eine tüchtige Doktorarbeit.

22.

Der „unschuldig Verurteilte im Bagno zu Nisida" erwies sich für die Tagespresse in Neapel als ein außerordentlich dankbarer Stoff. Das Publikum erhitzte sich über den Vorfall, schimpfte über die Justiz im allgemeinen und über die Justiz von Neapel im besonderen. Man behauptete mit großer Entrüstung, so etwas könne nur in Neapel vorkommen. Du lieber Himmel — irren ist menschlich, hier wie dort. Die Redakteure, findig wie sie sind, nutzten das Thema nach Kräften aus und schrieben bald über den Bagno von Nisida, über die Qualen, welche die Sträflinge dort auszustehen haben, über die gesetzlichen Bestimmungen, die in Anwendung kämen, bald über die Familie Marini im allgemeinen und über Mario Marini im besonderen, wie über die Villa Marini und ihre neuen Bewohner. Das allgemeine Urteil war jetzt einstimmig zu Gunsten Marios und seiner Familie. Alle Welt sprach jetzt nur Gutes von ihnen, und besonders Peppa wurde für jeden Neapolitaner wieder „unsere Peppa". Wo sie sich zeigte, war sie ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit. Alle Welt grüßte sie auf der Straße, Leute, die sie nicht kannte und ihres Erinnerns nie gesehen hatte, näherten sich ihr, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Das war ihr gerade jetzt gar nicht lieb. Sie traf sich mit Giuliano jetzt wieder häufiger, bald hier, bald da, und dabei war ihr diese öffentliche Freundlichkeit recht oft lästig.

Aber alles das bewirkte schließlich doch, daß die juristischen Verhandlungen über den Fall Marini-Giuberti, soviel das eben bei den neapolitanischen Gerichten möglich, beschleunigt wurden, freilich immer noch viel zu wenig für die direkt Beteiligten, denen jeder Tag, jede Stunde, die Mario länger auf Nisida aushalten mußte, wie eine Marter erschien. Namentlich Marianne war über jedes Hindernis, das sich der Entlassung Marios entgegenstellte, entrüstet und konnte nicht begreifen, wie man einen unschuldig Verurteilten auch nur stundenlang über sein Schicksal im unklaren lassen konnte. Sie war in diesen Tagen in einer besorgniserregenden Leidenschaftlichkeit, sprach von barbarischer Grausamkeit und schien ganz zu übersehen, daß man doch einen Justizirrtum erst feststellen müsse und dazu eine bloße Behauptung durchaus nicht genüge.



Hamilton-Forsters Nebelsignalapparat. (S. 299)

So war der Dezember herangekommen. Das Wetter war wieder rauh und windig, Nebelwolken kamen unablässig über das Meer herübergezogen.

„Heute also?" fragte Marianne den Rechtsanwalt Saturini.

„Heute wird gegen den kleinen Giubba wegen Meineids verhandelt, mein Fräulein," antwortete dieser.

„Ah, endlich!"

„Durch energische Verhöre, die man mit ihm angestellt, werden wir heute wohl erfahren, daß er sich doch an jenem verhängnisvollen Abend geirrt und nicht Mario gesehen hat. Er hat schon früher, bei den ersten Vernehmungen, eingeräumt, daß er mit Agnelillo seine Aussage vorher verabredet gehabt habe, natürlich ohne zu ahnen, daß er wegen Meineids verklagt werden könne. Gelingt es nun heute, diese Verurteilung zu erzielen, so steht Urteil gegen Urteil, und die Enthaftung des Herrn Marini muß auf der Stelle angeordnet werden."

„Ich — ich gehe mit Ihnen nach der Vicaria, Herr Rechtsanwalt. Wollen Sie mich mitnehmen?" erwiderte Marianne in einer fliegenden Aufregung.

„Gern, mein Fräulein, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Verhandlung durchaus nicht interessant wird, sondern recht langweilig."

„Sie mißverstehen mich, Herr Rechtsanwalt," sagte sie etwas leiser und mit gesenkten Augen. „Es handelt sich nicht um den kleinen Giubba, sondern darum, daß keine Minute versäumt wird, Herrn Marini von seiner Entlassung und von seiner anerkannten Unschuld Mitteilung zu machen. Bitte, Herr Rechtsanwalt, nehmen Sie mich mit und sorgen Sie dafür, daß sofort die nötigen Befehle erlassen werden. Ich werde dann unverzüglich und so schnell wie möglich selbst nach Nisida fahren, und — und —"

Der junge Advokat sah ihre Verwirrung, begriff sie aber nur halb. Was ihn ergriff, war die warme, wohlthuende Innerlichkeit der jungen Dame, die mehr erraten ließ, als sie verlautbarte.

„Verlieren wir keine Zeit," antwortete er kurz. „Kommen Sie."

Die Mutter Mariannens wollte diese nicht allein fortlassen, und trotzdem man ihr klar machte, daß es sich möglicherweise um eine sehr unruhige Fahrt handeln würde, bestand sie darauf, ihre Tochter zu begleiten. So verließen sie endlich zu dritt die Villa Marini, nahmen einen Mietwagen und fuhren nach der Vicaria, wo die Verhandlung gegen Giubba stattfand. Marianne sagte während der ganzen Fahrt und auch später, während der Verhandlungen, die sich sehr lange hinzogen, und deren Ergebnis sie in einem Anwaltszimmer abwarteten, kein Wort. Ihre ganze Seele war in Anspruch genommen von der Vorstellung der Scene, die sich auf Nisida abspielen würde, wenn sie — als erste — Mario die Freiheit brachte.

Marini und Peppa, auch Graf Giuliano waren in der Vicaria ebenfalls anwesend, aber im Verhandlungssaal, und Marianne hatte den Rechtsanwalt gebeten, ihr die bewußten Papiere, sobald er sie erhalten haben würde, ohne Verzug zu bringen. Was würde Mario sagen? Er wußte ja schon, um was es sich heute handelte. Peppa hatte es ihm gewiß bei ihrem letzten Besuch erzählt. Aber was würde er sagen, wenn sie, Marianne, ihm als Freiheitsbringerin erschien? Und sie selbst? Wie mußte sie dabei auftreten? Es war zwischen ihnen beiden noch nie ein Wort von Liebe gewechselt worden, und die fürchterliche Lage, in der sich Mario befand, war auch nicht dazu angethan, den leisen Stimmen des Herzens Gehör zu schenken. Wie würde das alles werden? Ihr Hirn fieberte.

Sie lief vor lauter Unruhe und Ungeduld hinaus vor das Gebäude der alten Vicaria und mietete mit ihrem mangelhaften Italienisch einen Zweispänner nach dem Capo Caroglio, das gegenüber der Insel Nisida am Ende des Posilippo liegt. Von dort konnte sie mit einer kleinen Barke in wenigen Minuten nach der Insel übersetzen. Sie war so vollständig von der Unschuld Marios überzeugt, so durchdrungen von der Ansicht, daß jetzt alles gut werden müsse, daß die „Papiere" ausgestellt werden müßten, daß es für sie gar nichts anderes als das gab. Sie bezahlte dem Kutscher den zwei- oder dreifachen Preis, ohne es zu wissen, sie versprach ihm noch mehr, wenn er fahre wie der Blitz. Zufälligerweise war der Kutscher ein anständiger Mensch. Das Geld nahm er natürlich an, aber er sah auch ein, daß es der jungen Dame um eine rasche Be-

---

vom Posilippo in der Nähe des heutigen Pozzuoli lag. Die neuerbaute Flotte ging aber, wahrscheinlich durch Brandstiftung, verloren, und Alarich starb zu Cosenza, noch ehe er seinen Eroberungszug fortsetzen konnte.

förderung zu thun war, und nahm sich vor, das Seinige zu leisten.

Als sie zurückkam, fand Marianne Saturini in dem Anwaltszimmer vor.

„Nun?“ fragte sie sofort gespannt.

Der Rechtsanwalt zuckte die Schultern.

„Noch läßt sich nicht das geringste sagen. Der Junge ist verstockter wie je und scheint zu ahnen, um was es sich heute für ihn handelt. Er will sich durchaus nicht geirrt haben.“

„Allmächtiger Gott —“ stöhnte Marianne erschrocken.

„Nur den Mut nicht verloren,“ redete er ihr zu, „binnen einer Viertelstunde muß das Urteil gefällt werden, und wir werden dann alles wissen.“

O, was war das für eine Viertelstunde! Marianne wagte kaum zu atmen, so gespannt lauschte sie hinaus in den Saal, von wo jetzt ihr Heil kommen mußte. Saturini ging wieder fort. Die Geschworenen hatten sich zurückgezogen, um das Urteil zu fällen. Er konnte jeden Augenblick zurückkommen. Und dann — — — Marianne zitterte. Sie faltete die Hände, aber es blieb unentschieden, ob des Betens halber oder nur, um sie am Zittern zu hindern. Und endlich, endlich kehrte Saturini aus dem Verhandlungssaal zurück. Er war eifrig und eilig, seine Augen funkelten.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein Fräulein!“ rief er hastig.

„Um Gottes willen, sagen Sie mir — —“

„Nur rasch. In zwei Minuten haben Sie Ihre Papiere, kommen Sie.“

Sie flog mehr, als sie ging, immer hinter dem Rechtsanwalt her. Ihre Mutter konnte kaum folgen. Treppauf, treppab, durch Säle und Korridore, eine endlose Reise durch das altertümliche Schloß. Dann sah Marianne, wie Saturini an einem Schalter einige Papierbogen mit großen Siegeln und Stempeln ausgehändigt wurden, wofür er eine ansehnliche Gebühr bezahlen mußte.

„Hier sind sie! Das ist der Erlaubnisschein zum Betreten der Strafanstalt, das ist die Anweisung für den Direktor und das der Schein für Herrn Marini selbst,“ hörte sie ihn wieder sagen.

„Sie fahren doch mit uns, Herr Rechtsanwalt?“ fragte sie beklommen. Nun hatte sie, was sie so sehnlich erwünscht, und nun war ihr wieder zum Sterben ängstlich und beklommen. Was geschah mit ihr? Warum war sie bald so und bald so? Bald so glücklich wie die Engel im Himmel, bald so unsicher, so befangen? Ihr war, als wenn man ihr Herz schlagen hören, als ob man es sehen müsse. Sie fühlte es bis in den Hals hinauf. Dann saßen sie im Wagen. Sie wußte kaum noch, was um sie herum geschah. Sie sah nur, daß das Fuhrwerk durch die engen Straßen raste, daß die Funken unter den Hufen der Rosse hervorstoben. (Fortsetzung folgt.)

General Karl Paul Edler von der Planitz †.
Nach einer Photographie von Otto Mayer, Hofphotograph in Dresden.

Illustrierte Rundschau.

Der Umbau des **königlichen Residenzschlosses in Dresden** hat besonders dem **Georgenbau**, in dem sich von alters her die Gemächer des Königs und der Königin befinden und der sich über dem Georgenthor erhebt, eine ganz neue Gestalt gegeben. Die dem Augustusplatz zugekehrte Front im Stile der deutschen Renaissance ist reich an plastischem Schmuck. Dem in einem Türmchen gipfelnden Giebel ist zwischen den seitlichen Erkerdächern ein Reiterdenkmal Georgs des Bärtigen, des Erbauers des Schlosses, eingefügt. Links und rechts von der Thoreinfahrt stehen als Hüter stattliche Recken, ein Werk des Bildhauers Christian Behrens. — Der von dem Amerikaner **Hamilton-Forster** erfundene neue **Nebelsignalapparat** besteht aus einem Megaphon mit acht Hörnern, das mechanisch in Umdrehung versetzt werden kann, während die Hörner nacheinander ertönen. Probeweise ist ein solcher Apparat zur Warnung für die Schiffe bei Nebelwetter auf Falkners Island vor New York, ein anderer bei Fame Point in Canada aufgestellt worden. — Der in Hosterwitz bei Dresden verstorbene sächsische Kriegsminister **General Karl Paul Edler von der Planitz** war am 20. September 1837 in Hohengrün bei Auerbach geboren, trat 1853 in das Heer ein und wurde 1867 Hauptmann und Adjutant des damaligen Kronprinzen Albert. Im Kriege von 1870/71 war er dem Generalstabe des XII. deutschen Armeecorps zugeteilt, ging dann 1873 als sächsischer Militärbevollmächtigter nach Berlin und wurde 1889 als Generalmajor Kommandeur der 45. Infanteriebrigade. Nach dem Tode des Grafen Fabrice im Jahre 1891 übertrug ihm König Albert unter Beförderung zum Generalleutnant den Posten des Kriegsministers. — Schon in der letzten Zeit des Burenkrieges hieß es, daß der Gesundheitszustand des ehemaligen Präsidenten des Oranjefreistaats, Steijn, äußerst schlecht sei. Die Nachricht hat sich leider als wahr erwiesen. Steijn hatte sich auf Einladung der englischen Regierung nach London eingeschifft, um dort an den Beratungen der Burenführer über die Ausführung des Friedensvertrages teilzunehmen, befand sich aber bei der Ankunft in so elendem Zustande, daß er sofort nach **Scheveningen** transportiert werden mußte, wo er seitdem in der **Villa Norma** so schwer darniederliegt, daß selbst Präsident Krüger, der ihn besuchte, nur einige Minuten an seinem Lager weilen konnte.

Tauchen mit elektrischen Glühkörpern.

(Mit Bild auf Seite 300.)

Zur Beleuchtung des Wassers unter der Oberfläche von Flüssen ꝛc. hat Eugen Sachse in Berlin, der Besitzer einer an der Spree liegenden Badeanstalt, elektrische Glühkörper erfunden. Sie sind mit einem Glascylinder versehen und vor Beschädigung durch einen Drahtkorb geschützt, brennen aber auch ohne jeden Schutz unter Wasser fort, ja man kann mit ihnen unter Wasser sogar Löcher in Papier und Holz brennen. Sie sollen zur Beleuchtung bei Arbeiten unter Wasser dienen, sowie beim Absuchen des Grundes seichter Flüsse und Seen zur Nachtzeit, wozu sich bei den häufigen Schiffsunfällen auf unseren Binnengewässern oft genug die Notwendigkeit ergiebt. Auch zur Beleuchtung von Wasserflächen kann man die Sachseschen Glühkörper benutzen, wenn man sie als Lampen auf im Wasser schwimmende Korkplatten setzt.

Von der Flut überrascht.

(Mit Bild auf Seite 301.)

Zwischen den Inseln, die unserer Nordseeküste vorgelagert sind, und dem Festlande erstreckt sich das Watt, das zur Ebbezeit ganz oder zum Teil trocken liegt, von der Flut aber regelmäßig überströmt wird. Wenn scharfe Nord- und Nordwestwinde einsetzen, steigt bisweilen die Flut schneller, als es der Regel entspricht, so daß sogar der Ortskundige, der auf dem Watt sich befindet, von ihr überrascht werden kann. Auf den Watten liegen oft Schiffstrümmer und Gerippe gestrandeter Fahrzeuge; und da auf den Halligen das Holz teuer ist, ziehen die Halligenbewohner gern mit Pferd und Wagen zur Ebbezeit tief in das Watt hinein, um Strandgut zu bergen. Unser Bild zeigt einen Strandbewohner auf der Flucht vor der Flut, deren überraschend schnelles Nahen er im Eifer der Arbeit übersehen hat.

Der Menschenfresser.

Jagdabenteuer aus Südamerika.

Von **Friedrich J. Pajeken.**

(Nachdruck verboten.)

Der ungefähr dreitausend Einwohner zählende Ort San Fernando am Apure in Venezuela besteht aus mehreren Reihen Häuser, die am Flusse und zwar teilweise so nahe an dem steilen, lockeren Lehmufer erbaut sind, daß sehr häufig einige derselben in der Regenzeit von den gerade an dieser Stelle mit unheimlicher Gewalt stromabwärts schießenden Fluten nebst dem Ufer fortgerissen werden.

Als ich das Städtchen besuchte, waren in der zwei Monate vorher beendeten Regenzeit wieder dem reißenden Strom zwei Hütten zum Opfer gefallen, von denen die eine einem meiner Reisegefährten, einem Mestizen Namens Ramon de la Cruz, gehörte. Er hatte sich nun weiter vom Flusse entfernt eine neue Hütte errichtet und lud mich mit der den Spaniern und ihren Abkömmlingen eigenen Höflichkeit ein, sie wäh-

Ankunft des kranken Expräsidenten Steijn vor der Villa Norma in Scheveningen.
Nach einer Photographie von N. H. Wolf in Rotterdam.

rend meiner Anwesenheit in San Fernando als mein Eigentum zu betrachten. Ich nahm das Anerbieten insofern an, als ich mich bereit erklärte, gegen eine bestimmte Vergütung sein Gast sein zu wollen, und nach längerem, wie es mir schien wirklich ehrlichem Sträuben war Don Ramon erbötig, mich auch unter solchen Bedingungen bei sich aufzunehmen.

Die Hütte, deren Dach aus Palmblättern und deren Wände aus Gestrüpp und Lehm hergestellt waren, enthielt drei Räume. Einer derselben diente als allgemeines Wohngemach, den zweiten benutzte mein Wirt als Schlafzimmer, und der dritte, größte Raum wurde mir zum Gebrauch überwiesen.

Ramon de la Cruz war ein eifriger Jäger und Naturfreund, und mein begeistertes Bekenntnis, beiden Liebhabereien mit gleicher Lust zu frönen, hatte ihn wohl hauptsächlich veranlaßt, mich einzuladen, bei ihm zu wohnen, um mich dadurch zu verpflichten, ihn als Begleiter auf meinen Ausflügen mitzunehmen.

Ich that dieses mehr als gern, da er mir zugleich als Führer dienen konnte, und Tag für Tag streiften wir morgens, schon vor Sonnenaufgang, mit der Büchse oder Flinte zu Fuß oder zu Pferde die Umgegend San Fernandos ab, schossen, was nur schießenswert war, und sammelten auf, was sich meinerseits des Aufbewahrens lohnte, bis uns die mit jeder Stunde glühender vom wolkenlosen Himmel herabbrennende Sonne heimtrieb.

Tauchen mit elektrischen Glühkörpern zur Nachtzeit in Sachses Badeanstalt zu Berlin. (S. 299)

Schon neigte sich die von mir angesetzte Zeit meines Aufenthaltes in San Fernando ihrem Ende zu, und zum größten Kummer Don Ramons war unsere Jagd stets harmlos, wie er es nannte, geblieben. Die größte Beute, welche wir heimgebracht hatten, war ein Rehbock gewesen, sonst bestand dieselbe bisher nur aus Papageien, Tauben, kleinen Wasserschweinen, Gürteltieren, einem jungen Ameisenbären und mehreren Schlangen. Ich hatte immer gehofft, an einer Jaguarjagd teilnehmen zu können; es wollte sich dazu jedoch keine Gelegenheit bieten, und auch der mit einer Anzahl für diese Jagd abgerichteter Hunde, die uns ein Freund meines Wirtes zur Verfügung stellte, unternommene Versuch, dieses Raubtier aufzuspüren, war ohne Erfolg.

Ramon de la Cruz war untröstlich, und sogar sein niedliches, stets zum Scherzen aufgelegtes Weibchen vermochte ihm kein Lächeln mehr abzugewinnen. Da, am vorletzten Tage vor meiner geplanten Abreise, war er, nachdem wir gegen Mittag wieder nur mit etwa einem Dutzend fetter grüner Papageien heimgekehrt waren, verschwunden.

Erst am Abend, kurz nach Sonnenuntergang — Doña Luisa und ich saßen vor der Hütte und genossen nach der heißen Tagesglut in vollen Zügen den erfrischenden, den Fluß heraufwehenden Wind — kam er zurück, und schon von weitem rief er mir freudig zu: „Ich habe etwas für Eure Büchse, das Euch nicht alle Tage geboten wird, und nun werdet Ihr befriedigt von hier fortziehen."

Er setzte sich schmunzelnd neben uns auf die Bank, und den aus Palmenfasern geflochtenen Hut lüftend, strich er sich mit dem Zeigefinger den Schweiß von der Stirn, klopfte dann seiner Frau, deren dunkle Augen voll Erwartung an seinen Lippen hingen, die Wangen und meinte: „Jetzt, mein Aeffchen, gieb mir etwas zu essen; ich habe es redlich verdient."

„Erzählt, erzählt!" drängte ich gespannt. „Neugierig bin ich, was es zu erlegen giebt."

„Un tiburon!" erwiderte er mit wichtiger Miene, indem er mich scharf musterte, wohl um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf mich machen würden.

Doch ich verstand ihn nicht. „Wie? Einen Menschenfresser?" wiederholte ich verwundert.

„Si, Señor! Un tiburon!"*) versetzte er und rieb sich wohlgefällig das bartlose Kinn. „Ich hatte davon gehört, und nun habe ich mich eingehend danach erkundigt. Vor vierzehn Tagen hat die Bestie noch die alte Rosa, welche am Flusse wusch, zum Frühstück verzehrt. Ein Italiener verlor durch denselben Kaiman sein Leben. Er fischte nicht weit von der Stelle, wo die alte Rosa wusch, und wurde rücklings von der Bestie aus seinem Kahne gezogen. Wohl versuchte er das bekannte Mittel, sich des Kaimans zu erwehren, indem er sich bemühte, diesem mit den Fingern die Augen einzudrücken; aber gleich darauf zog ihn die Bestie unter Wasser, und er wurde nicht wiedergesehen. Der Aermste! Wenn er doch das andere Mittel, sich den Kaiman vom Leibe zu halten, gekannt hätte."

„Welches andere Mittel?" fragte ich neugierig.

„O, es ist sehr einfach," meinte Ramon. „Sobald man von einer solchen Bestie im Wasser angegriffen wird, taucht man unter und reibt und kratzt dem Kaiman die Rippen. Das behagt ihm, und dann ist er zahm wie ein altes Maultier."

Ich lachte ungläubig.

„Si, Señor!" rief Don Ramon eifrig. „Wahr ist, was ich sage. Fragen Sie die Indianer, fragen Sie alle Leute hier im Lande, Sie werden es Ihnen bestätigen. Bevor ich nach San Fernando kam, war ich Fischer am oberen Apure, wo es noch bedeutend mehr Kaimans giebt als hier. Oft sitzt solch ein Vieh im Netz, und will man dieses nicht verlieren oder zerrissen sehen, muß der Kaiman vorsichtig daraus befreit werden. Es ist so schwer nicht, wie Ihr es Euch vielleicht denkt. Behutsam nähert man sich möglichst von hinten dem Tiere, und während man ihm mit der einen Hand in der genannten Weise durch Kratzen und Reiben den Genuß bereitet, löst man mit der anderen das Netz von ihm ab. Wie oft habe ich es gethan! Mich erfaßt eine derartige Bestie so leicht nicht."

— — — — — — — — —

Vor Sonnenaufgang am anderen Morgen befanden mein Wirt — der seiner Gattin feierlich hatte geloben müssen, sich vor jeder Gefahr zu hüten — und ich uns, begleitet von Ramons Hunde Pedro, auf dem Wege nach dem Caño Virumco, der etwa eine Meile oberhalb San Fernandos in den Apure mündet. Die Mondsichel und das dichte Sternenheer am Himmel verbreiteten genügende Helle, um auch im Walde, durch den größtenteils unser Weg führte, rüstig ausschreiten zu können. Nur wenn wir den Wald verlassen oder denselben betreten wollten, hatten wir kurzen Aufenthalt, da Ramon de la Cruz uns mit der Machete, seinem langen Messer, durch das Gewirr von Schlingpflanzen und Gestrüppe erst einen Pfad hauen mußte.

Feierliche Stille herrschte, die nur durch das Knacken trockener Zweige unter unseren

*) Alligatoren werden so genannt, welche Menschenfleisch gekostet haben und nun, ähnlich wie der bengalische Tiger, alles aufbieten, solche Nahrung wieder zu erlangen.

Von der Flut überrascht. (S. 299)

Füßen oder hier und dort durch das Rascheln des Laubes am Boden, verursacht durch eine vor uns flüchtende Schlange oder Eidechse, unterbrochen wurde. Auch die unermüdlich fast die ganze Nacht singenden Cikaden waren verstummt, und sogar die Moskitos rasteten vom nächtlichen Reigen.

„Es ist sehr kalt," meinte Don Ramon fröstelnd und eilte schneller weiter. Er trug Hemd und Beinkleid von Drillich und an den Füßen die landesüblichen Sandalen.

Ja, frisch war die Luft auch für mich. Es mochten etwa 17 bis 18 Grad Wärme sein; immerhin ein beträchtlicher Unterschied gegen die Tageswärme von etwa 30 Grad im Schatten.

Ungefähr eine Stunde waren wir gewandert, als es plötzlich hoch über uns in den Wipfeln der Bäume zu rauschen begann. In demselben Augenblick erhoben einzelne Vögel ihre Stimme, denen rasch mehr und mehr folgten, bis nach kaum einer Minute ein fast ohrenbetäubender Lärm rings um uns her erscholl, während es gleichzeitig hell und heller wurde. In wenigen Minuten war es lichter Tag.

Etwas Zauberhaftes hat in den Tropen, wo es abends vor dem Scheiden der Sonne und vor deren Aufgange am Morgen keine andauernde Dämmerung giebt, wie wir es in unserem Norden gewohnt sind, besonders die Verwandlung der Nacht in den Tag. Die feierliche Stille vorher und dann fast wie mit einem Schlage der Lärm der die alles zu neuem Leben erweckende Sonne begrüßenden Tierwelt, die veränderte Luft, welche sich plötzlich mit dem Dufte von Tausenden von Blüten schwängert, die strahlende Helle nach dem nächtlichen Dunkel, das alles wirkt überraschend auf uns und erfüllt uns immer wieder mit staunender Bewunderung.

Bald darauf traten mein Begleiter und ich hinaus aus dem Wald in den blendenden Sonnenschein. Weit nach Norden dehnte sich die Grasebene aus, auf der üppig die schon meterlangen Gräser wucherten und von dem leicht darüber hinstreichenden Winde wie Meereswellen bewegt wurden. Laut schreiend flatterten Scharen großer und kleiner grüner Papageien von einem Walde zum anderen. Krächzend flogen buntgefiederte, langschwänzige Araras, Pfefferfresser und andere größere Vögel durch die Luft. Gelbschwarze Turupiales, blaue Azuelejos, buntschillernde Kolibris, sowie Schmetterlinge in den herrlichsten, mannigfaltigsten Farben, Libellen und glänzende Käfer belebten die grünen, von farbig leuchtenden Blüten übersäeten Waldmauern, und vom nahen Flusse her klang das Schreien, Pfeifen und Schnattern der Reiher, Flamingos und Enten, sowie das sonderbar heisere Geschrei und Gekrächze der hübsch gestalteten, braungefiederten, aber wegen ihres häßlichen Geruches gemiedenen Schopfhühner.

Wieder nahm nach einer Weile der Wald uns auf, und schon empfanden wir die hier herrschende angenehme Kühle gegen die rasch steigende Wärme auf der Savanne. Noch etwa eine halbe Stunde ging es durch den Wald weiter, dann teilte Ramon de la Cruz zum letztenmal das dichte Pflanzengewirr, und wir befanden uns am Ufer des Apure mit seinen noch immer ziemlich rasch stromabwärts treibenden Fluten, sowie neben einer sich tief in den Urwald hinein erstreckenden Bucht.

Mehrere Minuten beobachtete mein Begleiter scharf deren spiegelglatte Oberfläche, die nur hier und dort spielende Fische leicht kräuselten.

Während die Tierwelt die Ufer des Flusses laut lärmend belebte, war es in dem die Bucht begrenzenden Walde still. Kaum ein Vogel ließ sich blicken, und nur zahllose Insekten flogen und schwirrten überall umher.

Merkwürdig gebärdete sich Don Ramons Hund. Behutsam näherte er sich dem Wasser, bellte und winselte dort einige Sekunden, worauf er eine Strecke fort lief und dann an einer anderen Stelle des Ufers seinen Durst löschte.

„Wittert das Tier etwas?" fragte ich erstaunt.

Ramon de la Cruz schüttelte den Kopf. „No, Señor! Aber schlau ist Pedro. Er lenkt nur die Aufmerksamkeit der Kaimans auf die Stelle, wo er bellt, um weniger gefahrvoll an einer anderen Stelle trinken zu können. So machen es die meisten Hunde hier im Lande."

Er trat an das tiefer in die Bucht hinein von hohem Schilf umsäumte Ufer, wo, halb auf das Land hinaufgezogen, ein kleiner Kahn lag, den er in das Wasser schob und bestieg, nachdem er seine Büchse, sowie Jagdgerät und Machete am Ufer niedergelegt hatte.

„Wenn mich nicht alles täuscht, hält sich der Menschenfresser, oder wenigstens einer seiner Brüder, dort drüben auf. — Zurück, Pedro!"

Dann schoß das Fahrzeug, von Ramon durch ein kurzes schaufelförmiges Ruder fortbewegt und gelenkt, quer über die Bucht, mich am Ufer zurücklassend.

„Verlaßt Euch darauf, er ist hier, der Tiburon," klang eine Stimme hinter mir, und als ich mich umwandte, traten zwei braune Männer grüßend auf mich zu. „Vor einer Stunde schwamm er uns nach; deutlich haben wir ihn gesehen."

Die Männer erzählten mir nun, daß sie mit ihrem Freunde Ramon verabredet hätten, ihn und mich bei der Bucht zu treffen, um uns nötigenfalls bei der Jagd behilflich zu sein.

„Es ist kühn, sich in dem kleinen Kahne hier auf das Wasser zu wagen," fügte der eine hinzu und schaute besorgt nach Ramon hinüber, der mittlerweile an der anderen Seite der Bucht angelangt war.

Langsam fuhr derselbe an dem Schilf entlang, das dort sehr üppig und hoch stand. Plötzlich wandte er geschickt und rasch das Fahrzeug und ruderte zurück. Hinter ihm teilte sich das Schilf; dann spritzte vor demselben das Wasser hoch auf, und einige große Wellen rollten über die ganze Bucht.

Ramon ruderte immer hastiger. Dem Fahrzeug schien unter dem Wasser etwas zu folgen.

„Der Kaiman! Der Kaiman!" riefen die beiden Männer und liefen voll Angst am Ufer auf und nieder.

Sie täuschten sich nicht. Dicht hinter dem Kahne wurde für Sekunden der knorpelige Schwanz eines Kaimans sichtbar. Höher schlugen in der Bucht die Wellen.

„Ay Dios mio!" stotterte einer der Männer. „Die Bestie will den Kahn umwerfen."

Mit Schrecken sah ich, daß der Mann richtig vermutete. Das kleine Fahrzeug erhielt harte Stöße; hin und her schwankte es, und rings um dasselbe spritzte und schäumte das Wasser. Ramon schwebte offenbar in höchster Gefahr. Meine Büchse, die ich zum Anschlag bereit hielt, zitterte in meinen Händen.

Wieder kam der Schwanz des Kaimans zum Vorschein; gleich darauf erhielt der Kahn einen furchtbaren Schlag und kenterte. Ramon de la Cruz verschwand in den Wellen.

Kaum war es geschehen, so sprang der Hund heulend in das Wasser und schwamm winselnd der Stelle zu, wo sein Herr versunken war. Dort glätteten sich jetzt rasch die Wellen, worauf ein langer Körper sichtbar wurde, der anscheinend regungslos im Wasser trieb.

„Können wir nichts thun, um dem Armen zu helfen?" fragte ich ratlos.

„Ramon ist ein Held," erwiderte der eine der Männer erregt. „Schon hilft er sich selbst. Er kratzt der Bestie die Rippen."

Soeben tauchte neben dem Kaiman der Kopf Ramons langsam empor; doch nun sah auch der schwimmende Hund seinen Herrn, und aufheulend näherte er sich ihm.

Ramon de la Cruz, der seine ganze Aufmerksamkeit auf den gefährlichen Feind gerichtet hatte, bemerkte das treue Tier, und ängstlich winkte er mit dem Kopfe demselben zu, sich zu entfernen; auch blickte er hilfesuchend zu uns herüber und dann wieder nach dem Hunde.

Ich rief den Namen des Hundes; ich pfiff und lockte. Es war vergeblich. Das treue Tier schwamm seinem Herrn näher und näher.

Nun schien ihn auch der Kaiman zu gewahren. Der langgestreckte Körper begann sich zu bewegen, obgleich Don Ramon sichtlich noch eifriger bemüht war, die Bestie durch sein Mittel zu veranlassen, in ihrer Ruhe zu verharren. Es war umsonst. Der gewaltige Kopf des Kaimans tauchte aus dem Wasser empor, und weit öffnete sich der scheußliche Rachen. Nahe war diesem der Hund.

Hastig hob ich die Büchse und schoß; aber schon hatte der Kaiman den Hund erfaßt, und nun geriet die Oberfläche der Bucht wieder in sturmartige Bewegung. Noch einmal tauchte der Schwanz des Kaimans aus dem Wasser, dann verschwand die Bestie und mit ihr Ramon de la Cruz. Große Luftblasen auf der Oberfläche der Bucht, sowie kreisende Wellen ließen erraten, daß der Kaiman unter dem Wasser mit seiner Beute nach der Westseite der Bucht flüchtete.

Hatte er den armen Ramon auch gepackt? Schwer lastete diese Frage auf uns. Keiner sprach ein Wort.

Wie viel Zeit verrann, weiß ich nicht, es schien mir nachher, als sei es eine Ewigkeit gewesen. Da! Ein Freudenschrei löste sich aus unseren Kehlen — Ramon de la Cruz erschien dicht vor uns am Ufer und watete, eine zweischneidige Lanzenspitze in der Rechten, rasch aus dem Wasser an das Land.

Wir schüttelten ihm die Hände, klopften ihm die Schultern und äußerten in jeder Weise unsere Freude, ihn wohlbehalten wieder bei uns zu sehen; doch er achtete nicht darauf. Mit zornfunkelnden Augen starrte er nach der Bucht hinaus, über deren Wasserspiegel sich jetzt ein Flimmern der heißen Luft bemerkbar machte. Glühend sandte die Sonne ihre Strahlen vom Himmel; schon verstummten die sich an den Ufern des Apure tummelnden Vögel und verschwanden unter dem schattigen Laube der Büsche und Bäume.

„Dein Hund rettete dir vielleicht das Leben, Ramon," tröstete der eine von Ramons Freunden. „Wie hättest du von dem Kaiman fortkommen wollen, wenn dieser den Hund nicht gepackt hätte, und dadurch vorläufig seine Gier befriedigt worden wäre."

„Der Halunke! Der Schurke! Der Schuft!" murmelte Ramon de la Cruz grimmig vor sich hin. „Entschuldigt, Señor!" wandte er sich an mich. „Euch hätte ich die Beute gern allein gegönnt; doch als die Bestie meinen armen Pedro packte, vermochte ich mich nicht mehr zu halten; da jagte ich ihr die Lanzenspitze in den Leib. Uebrigens sitzt auch Eure Kugel im Rachen des Kaimans, und er speit sie nicht wieder aus. Nun heißt es dafür sorgen, daß er uns nicht in den Apure gerät, sonst treiben ihn dessen Fluten davon, und dann ist er für uns verloren. — Vor-

wärts!" Ramon ergriff seine Büchse. „Ihr, Juan und José, bleibt hier und beobachtet hier genau die Bucht. — Kommt, Señor! Wir suchen die Bestie dort in der Ecke auf."

Er eilte voran, und ich folgte ihm an der Bucht entlang, deren Ufer er sorgfältig musterte. Schließlich gelangten wir auf die schmale, mit kürzerem Gras bewachsene Landzunge, von wo sich die ganze westliche Seite der Bucht übersehen ließ. „Aha!" sagte Ramon de la Cruz und zeigte nach einem dichten Schilfhaufen. „Der Bestie ist infolge Eurer Kugel und des Stiches in den Leib bereits die Freßlust vergangen." Im Wasser vor dem Schilf trieb der tote Hund.

Der Kaiman mußte in der Nähe sein, und schon hatten die scharfen Augen Ramons ihn auch entdeckt. Er faßte mich am Arm und deutete nach einem Schilfhaufen, zwischen dessen dichten Halmen der Kopf des Ungeheuers aus dem Wasser schaute.

„Laßt uns beide zugleich schießen," flüsterte er. „Nehmt Ihr das rechte, ich nehme das linke Auge aufs Korn."

Wir hoben die Büchsen zum Anschlag, und fast gleichzeitig krachten unsere Schüsse.

Das Schilf rauschte. Das Wasser davor spritzte und wogte auf und nieder. Für Sekunden ließ sich der ganze, gewaltige Körper des Ungeheuers erkennen; dann zeigten uns wieder aufsteigende Blasen den Weg, welchen der Kaiman unter dem Wasser einschlug. Er wandte sich zuerst nach der Mitte der Bucht, dann aber dem Ufer zu, fast in der Richtung, wo wir standen.

„Schon wirkt die bleierne Arznei," frohlockte Ramon. „Nie sterben diese Bestien im tiefen Wasser. Fühlen sie ihr Ende nahen, so kriechen sie ans Ufer."

Hastig sprangen wir beide zurück. Unmittelbar vor uns schob sich, den Rachen halb geöffnet, der Kopf des Kaimans an das Land.

Schnell schoß ich, und eine zweite Kugel saß dem Tier im Rachen. Mit einem eigentümlich gurgelnden Laut glitt es in das Wasser zurück, welches sich rötlich färbte.

„Der schlingt keine Menschen mehr," rief Ramon triumphierend.

Eine längere Weile verrann, und vergeblich spähten wir am Ufer nach dem Kaiman aus. Wir hatten in der Erregung die im Wasser aufsteigenden Luftblasen nicht verfolgt und wußten daher nicht, welchen Weg das Tier genommen hatte; dann bewegte sich jedoch unweit von uns das Schilf, und auch Juan und José deuteten lebhaft nach jener Stelle.

Behutsam näherten wir uns derselben; doch dann vergingen noch mehrere Minuten, bis Ramon de la Cruz abermals zuerst einen Teil des Körpers des Kaimans entdeckte.

Ich wollte schießen; aber mein Begleiter fiel mir in den Arm.

„Spart Eure Kugel," raunte er mir zu. „Sie dringt nicht durch die harte Haut. — Wartet!"

Damit lief er zu den beiden Männern und kehrte alsbald mit diesen und einem Stricke zurück, an dessen einem Ende eine Schlinge saß. Behutsam näherte er sich, kühn bis an die Hüften im Wasser watend, dem Ungeheuer, das, den Rachen halb geöffnet, mit dem halben Körper auf dem Lande lag.

Hatte ich schon die Verwegenheit des Mannes bei dem Angriff der gefährlichen Bestie im Wasser bewundert, so bot sich mir jetzt wieder Gelegenheit dazu. Dicht an den Kaiman herangekommen, sprang er plötzlich mit einem Satz auf dessen Rücken, streifte ihm die Schlinge über den Kopf und warf uns das Ende des Strickes zu, welches wir schleunigst ergriffen.

Das alles war das Werk eines Augenblickes.

„Vorwärts! Zieht an! Wir haben ihn!" schrie Ramon, ohne seinen Sitz zu verlassen, und seine Lanzenspitze aus dem Gürtel reißend, stieß er sie dem Tiere, das wütend und zischend um sich schnappte und mit dem Schwanze gewaltig das Wasser peitschte, wiederholt zwischen die Rippen.

Nun warf sich der Kaiman auf die Seite und schleuderte seinen kühnen Reiter von sich ab, der schnell zu uns sprang und uns in unseren Bemühungen unterstützte. Diese waren anfangs ohne Erfolg; doch mehr und mehr erlosch die Kraft des dem Wasser zustrebenden Tieres, und endlich erlahmte sie ganz. Unter lautem Jubel zogen wir den Kaiman weit auf das Ufer hinauf, und dort machte er keinen Versuch mehr, zurück in das Wasser zu gelangen; aber voll Wut schnappte er noch immer um sich, sobald einer von uns ihm zu nahe kam.

Nach etwa einer halben Stunde lief nur noch ein Zittern durch den Körper des Kaimans, und einige Minuten später war das Leben raus entflohen.

Jetzt ließ sich erst die gewaltige Größe des Tieres erkennen. Eine von mir vorgenommene Messung ergab eine Länge von beinahe sieben Meter. Es war nicht, wie wir alle geglaubt hatten, der häufig vorkommende Kaiman, sondern ein echtes Krokodil, und zwar ein sogenanntes Spitzkrokodil, das sich durch seine spitzige Schnauze, die vollständige Schwimmhaut an den Hinterfüßen und einen Ausschnitt im Oberkiefer für den vierten Unterkieferzahn von den Alligatoren unterscheidet.

Don Ramon und seine zwei Freunde machten sich nun sofort daran, dem Tiere die Haut abzuziehen, was keine geringe Arbeit war. Angelockt von dem Leichnam belästigten große Stechfliegen in immer größerer Zahl die Männer, denen bei ihrer Thätigkeit der Schweiß in Strömen von der Stirne tropfte.

Die Sonne stand bereits im Zenith, als das Werk vollendet war. Nun suchten auch wir den kühlen Schatten des Waldes auf, wo wir durch eine längere Rast, sowie durch Speise und Trank unsere erschlafften Lebensgeister erfrischten.

Juan und José begleiteten uns dann, die Haut tragend, nach San Fernando, und auf dem Wege dorthin schärfte Ramon de la Cruz ihnen und mir wiederholt ein, daß sein „Aeffchen" keinenfalls etwas von der Gefahr wissen dürfe, in welcher er geschwebt hatte durch den jetzt unschädlich gemachten „Menschenfresser".

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Foote und der rote Bill. — Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand das Straßenräuberunwesen zu London in hoher Blüte. Zur Nachtzeit eine abgelegene Straße Londons zu passieren, war immer eine gewagte Sache.

Zu denjenigen, welche diese Erfahrung machten, gehörte auch der bekannte Schauspieler und Schauspieldichter Samuel Foote. Dieser immer stark verschuldete Mann wollte in der Nacht von einem vergnügten Gelage heimkehren, als ihm in einer kleinen Gasse ein maskierter Mensch in den Weg trat, dessen Hand mit einer Pistole bewaffnet war.

„Ihre Börse her!" erscholl die Stimme des Räubers.

„Sir," sagte Foote höflich, „Sie berühren hier einen wunden Punkt. Auch mir wäre der Besitz des irdischen Mammons überaus wünschenswert."

„Halten Sie mich nicht auf oder ich schieße!"

„Gestatten Sie zunächst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Samuel Foote."

Der Räuber wurde unschlüssig und zog die Pistole ein wenig zurück. „Foote? Sie sind also der Taugenichts von einem Schauspieler —"

„Bitte, keine Beleidigungen!" unterbrach ihn Foote. „Ich stelle ja auch keine Untersuchungen darüber an, welchem Lebenswandel sie sich ergeben haben, mein Herr Räuber."

„Ich verliere zu viel Zeit mit Ihnen. Leeren Sie Ihre Taschen, damit ich mich überzeugen kann, ob Sie wirklich nichts von Wert bei sich führen."

Gern entsprach Foote dieser Aufforderung, und der Räuber, welcher einsah, daß bei diesem Manne sein Weizen nicht blühe, wollte sich zurückziehen, als Foote schnell sagte:

„Verzeihen Sie, Sir, wenn ich Sie noch einen Augenblick aufhalte. Sie glauben nicht, mit welchen Kalamitäten unsereiner zu kämpfen hat. An allen Straßenecken lauert ein Gläubiger mit einem Polizisten, um mich in den Schuldturm sperren zu lassen. Dazu kommt noch, daß ich heute abend den letzten Rest meiner Barschaft in geistigen Getränken angelegt habe."

„Was soll das Jammern?" unterbrach ihn der Räuber mit rauher Stimme. „Ich will Ihnen ja nichts nehmen, ich lasse Sie laufen, und damit basta!"

„Aber das ist nicht genug, edler Menschenfreund. Ich wette, Sie sind kein gewöhnlicher Räuber, sondern ein in seinem Fache tüchtiger Mann, der sein Handwerk versteht."

„Jedenfalls bin ich nicht ein so armer Schlucker wie Sie," brummte der geschmeichelte Spitzbube.

„Dann thun Sie mir den Gefallen und borgen Sie mir ein paar Guineen. Ich verspreche Ihnen, am nächsten Gagetag kriegen Sie das Geld pünktlich wieder."

Der Räuber lachte, holte aber wirklich zwei Guineen aus seiner Tasche und händigte sie dem glücklichen Foote ein. In diesem Augenblick erscholl Pferdegetrappel, und ein paar berittene Konstabler kamen in die Gasse gesprengt.

„Da ist er," schrie einer, „da ist der rote Bill!"

Mit einem Fluche sprang der Räuber in das nächste Haus und war verschwunden, ehe die Polizisten von den Pferden gestiegen waren. Da an ein Verfolgen in den Schlupfwinkeln dieser Häuser nicht zu denken war, umringten sie den Schauspieler, um ihn über seine Erlebnisse mit dem berüchtigten Straßenräuber zu verhören.

„Er hat mich gänzlich ausgeplündert," jammerte Foote. „Ich hatte gerade das Geld beisammen, um meine Gläubiger zu bezahlen, da mußte mir dieser ärgerliche Zwischenfall passieren. Ich bitte Sie, meine Herren Konstabler, mir wenigstens die Wahrheit dieser Angabe zu bescheinigen, damit ich mich vor dem Schuldgefängnis retten kann."

Sein Wunsch wurde erfüllt. Am nächsten Morgen sprach man in ganz London von dem räuberischen Ueberfalle des bekannten Schauspielers, und Footes Gläubiger unterließen thatsächlich alle gegen ihn gerichteten Schritte, um nicht die öffentliche Entrüstung herauszufordern.

Erst später, bei der Ergreifung Bills, wurde der wahre Hergang bekannt, als der Räuber, bevor man ihn hängte, erzählte, wie Foote das Unglaubliche gelungen sei, sogar ihn, den berüchtigten Räuber, anzupumpen. [M. H—d.]

Tatarennachricht. — Noch heute bezeichnet man ein falsches Gerücht, besonders ein solches politischer Natur, das durch die Telegraphenbureaus, Korrespondenten der Zeitungen, selbst durch Regierungen irrtümlicher- oder absichtlicherweise verbreitet wird, mit dem Ausdruck „Tatarennachricht". Wenige Leser aber werden wissen, woher dieser Ausdruck stammt. Die Erklärung dafür giebt uns Prinz Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen in seinen jüngst erschienenen Memoiren. Er befand sich zur Zeit des Krimkrieges als preußischer Militärattaché bei der Gesandtschaft in Wien. Alle Welt war gespannt auf den Ausgang des Kampfes um Sebastopol, an dem das Schicksal Rußlands hing.

Der Prinz erzählt: „Am 30. März 1855 begegnete mir einer der englischen Sekretäre auf der Straße und sagte mir, sie hätten auf ihrer Gesandtschaft soeben die Nachricht von der Einnahme von Sebastopol erhalten. Da der Graf Arnim (preußischer Gesandter in Wien) an diesem Tage unwohl und am Ausgehen verhindert, der Graf Flemming (erster Botschaftsrat) aber beurlaubt war, so ging ich zu Lord Westmoreland (dem englischen Gesandten) selbst und fragte ihn über den Ursprung dieser Nachricht. Dieser trug mir amtlich auf, die Mitteilung von dem Ereignis in seinem Namen dem Grafen Arnim zu bringen, und setzte mit einem boshaften

Lächeln hinzu: „Dites-lui, que je l'en félicite!“ (Sagen Sie ihm, daß ich ihm dazu Glück wünsche); denn er wußte ganz genau, daß Graf Arnim mehr Sympathien für Rußland habe als für England. Der Lord gab mir alle Details über seine Nachricht. Danach war ein von Konstantinopel nach Bukarest reitender Tatar einem anderen in umgekehrter Richtung reitenden begegnet und hatte es diesem mündlich erzählt, worauf beide, die Depeschen umtauschend, wieder zurückgeritten waren. Die Nachricht aber war nur mündlich und besagte, die Kapitulation sei abgeschlossen. Ein türkisches Dampfschiff, das die Nachricht davon gebracht, habe den Hafen von Sebastopol vier Stunden vor dem Augenblick verlassen, in dem die Uebergabe des Platzes erfolgen sollte. Das Datum fehlte.

Mit diesen Details, die ich mir aufschrieb, ging ich zum Grafen Arnim. Ich war ganz betroffen von der Schnelligkeit, mit der dieser Diplomat eine Situation richtig erfaßte. Er machte ein paarmal „Hm, hm“, und dann schrieb er sich alles auf. Wie er damit fertig war, legte er die Feder fort und sagte: „Sehen Sie, das ist das erste Mal in meinem diplomatischen Leben, daß ich gezwungen bin, eine Lüge nach Berlin zu telegraphieren.“

Ich sah ihn erstaunt an, denn es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß mich ein so alter Diplomat wie Graf Westmoreland mit einer so plumpen Lüge, deren Unwahrheit ja bald an den Tag kommen mußte, zu meinem Chef schicken würde, oder daß er sich selbst so an der Nase herumführen ließe. Nun machte mich Arnim darauf aufmerksam, daß erstens ein türkisches Dampfschiff vier Stunden vor der Uebergabe von Sebastopol nicht nach Konstantinopel abgeht, sondern in solchem Falle diese vier Stunden wartet, um ein so wichtiges Faktum mitzubringen, daß man zweitens ein solches Ereigniß von Konstantinopel nicht mündlich, sondern schriftlich nach Bukarest meldet, daß drittens der Uebergabe das Datum fehle, und immer, wenn das Datum fehle, sei die Nachricht eine Lüge. Ferner lenkte Arnim meine Aufmerksamkeit darauf, daß wir den 30. März und Sonnabend hatten. Eine bessere Gelegenheit als den Quartalswechsel mit seinen umfangreichen Ultimoregulierungen hätte ein Börsenschwindler nicht, um eine große Lüge in Umlauf zu setzen und daraufhin Geschäfte zu machen. Denn am Sonntag sei keine Börse, und so erhalte sich das Gerücht zwei Tage am Geldmarkt. Die ganze Geschichte sei eine Börsenente. Dennoch sei er gezwungen, die Sache nach Berlin zu telegraphieren, weil Westmoreland sie ihm amtlich mitteile, und weil man ihm sonst wieder in Berlin den Vorwurf machen werde, er sei zu faul und melde nichts. Aber er werde hinzufügen, daß er es nicht glaube.

Die Nachricht wurde zwei Tage lang in der ganzen Welt geglaubt, sogar in Petersburg, wo man noch keine telegraphische Verbindung nach der Krim hatte. Nach drei Tagen erfuhr man, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort war. Ein Börsenspekulant Namens Warren, Redakteur der Zeitung „Der Wanderer“ in Wien, hatte das Telegramm aus Bukarest veranlaßt. Die daraufhin vorher gebauten Börsenspekulationen brachten ihm zweihunderttausend Gulden ein. Die Sache ist jetzt in der Welt vergessen, aber der Name ist geblieben. — Und auch die Praxis, zum Zweck unlauterer Börsenmanöver „Tatarennachrichten“ in die Welt zu setzen, ist leider noch immer gang und gäbe, und heute werden oft Millionen gewonnen oder verloren durch falsche Telegramme. [A. O. Kl.]

Die Verkleinerer Frankreichs. — Im Jahre 1768 befahl Ludwig XIV. von Frankreich, eine neue Karte seines Landes herzustellen. Eine Anzahl Gelehrter machte sich an diese Arbeit und maß, an der Spitze Cassini und La Hire, ganz Frankreich sorgfältig ab. Dabei stellte es sich heraus, daß die Küste der Bretagne bis zur Bai von Biscaya bis jetzt um mehrere Längengrade und die Küste von Languedoc und der Provence um einen halben Grad zu breit gemessen worden waren. Als sie nun die Resultate ihrer Messungen dem Könige vorlegten, sagte dieser scherzend: „Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen. Freilich verliere ich durch Sie ein hübsches Stück von meinem Reiche, aber ich trage Ihnen das nicht nach.“ [D.]

Humoristisches.

Kindliche Berechnung.

Fritzchen: Ich wollte, ich bekäme ein Brüderchen.

Mutter: Warum denn?

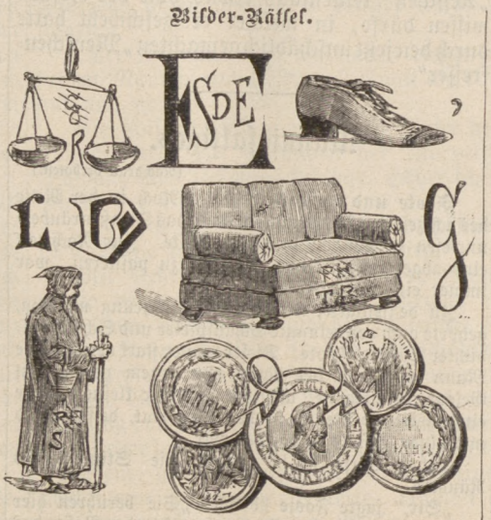
Fritzchen: Damit ich nicht immer allein die ganzen Hiebe kriege!

Herausgeplatzt.

Hausherr: Hören Sie mal, Mina, der Kaffee ist ja heute viel stärker als gewöhnlich.

Dienstmädchen: Ach, entschuldigen Sie, gnädiger Herr, da habe ich Ihnen wahrscheinlich meinen Kaffee reingebracht.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 37:

Der gute Name ist leicht verloren, aber schwer wieder gewonnen.

Füll-Rätsel.

	E	R	I		H	O
	B	R	A		A	M
	E	R	S		E	N
	N	T	O		I	E
	I	A	G		R	A

Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind durch entsprechende Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen 1) eine ehemalige Stadt Palästinas, 2) einen biblischen Namen, 3) ein Land in Asien, 4) einen weiblichen Vornamen, 5) einen Strom in Nordamerika bezeichnen, und die neu eingestellten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, je ein Land in Asien ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung der fünfsilbigen Charade in Nr. 37:

Spinnengewebe.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.